

AZ feuilleton

Den Zauberstab im Traum finden

AZ-Gespräch: „Sturmspiel“-Regisseur Gerald Thomas

Ein Mann mit Visionen, der das Riesenspielzeug Theater mit der rastlosen Besessenheit eines Kindes demontiert und zu immer neuen Gebilden zusammensetzt. Gerald Thomas (35), Brasilianer deutsch-jüdischer Herkunft, macht seit elf Jahren Theater in New York und Rio de Janeiro. „Sturmspiel“, seine erste Arbeit in Europa, hat am 7. Februar im Cuvilliéstheater Premiere, – eine assoziative Bilder- und Gedankengeschichte nach Shakespeares „Sturm“. Mit hellem Lächeln sagt Thomas, Autor, Lichtdesigner und Musik-Collage: „Es spielt auf einer Bühne, einer Bühne wie Dantes Inferno, sehr schön. Ein Flugzeug stürzt auf die Genitalien eines Mannes, 240 Seelen werden gerettet, Sturm ist und Ariel wird geboren: Er führt durch mein ‚Sturmspiel‘.“ Die Bühne entwarf Daniela Thomas, Gerald's Frau. Alois Stempel spielt den Prospero.

Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, entstehen Kreise, Kreise – während sich die äußeren bereits verflüchtigen, folgen neue aus dem Zentrum. Vergleichbar produziert das Denkspieler-Hirn, Bibliothek und Bildersammlung zugleich, von Gerald Thomas: Die Antwort auf eine Frage wird zur Kette von Denksprüngen. Assoziationen, Gegensätzen, monströsen Einfällen und kecken Gaukelbildern, die an einem fernen Punkt zusammenlaufen. Der geduldige Kaffeetrinker aus Leidenschaft produziert mit unheimlicher Leichtigkeit.

Thomas: „Das Stück spielt vor der Berliner Mauer, es gibt sie in allen meinen Stücken. Für mich ist sie auch ein Sinnbild für den Unterschied zwischen Bühne und Publikum, sie symbolisiert vergebliche Annäherungen, frustrierte Begegnungen. Die Mauer ist das schönste von Menschen geschaffene Symbol – schön im Sinn von fürchterlich. Sie wurde erfunden im Land von Kant, Schiller und Goethe und wurde geschaffen aus der finsternen Ecke stalinistischer Politik. Wie eine ‚Wagner-Dämmerung‘ – die ist auch in meinem ‚Sturmspiel‘.“

Regenschirme gießen

„Es ist auch der Versuch, das Gewissen eines Menschen zu erforschen. Prospero spazierte durch sein Leben. Er ist eine lebendige Metapher, ist zugleich das Theater und der Autor. So fängt es an, wunderbar: achtundzwanzig Regenschirme stehen wie ein Wald auf der Bühne, Prospero gießt sie. Ein schöner Widerspruch: Schirme sollen gegen Regen schützen und er gießt sie. Dann ein Blackout, drei Sekunden, und alles hat sich verändert. Wie ein Film auf der Bühne, bum, bum, bum...“

Als Zuschauer wird man gut tun, Phantasie und Denken mit Prosperos Zauberstab zu Thomas' Bildern zu öffnen. Das genau will und erwartet der Theatermann, der Theaterspieler.

Thomas, ein liebenswürdiger Verführer, lächelt: „Man

muß neue Stücke machen, damit die Gesellschaft prosperiert. Ja, Prospero. Zum Teufel mit dem realistischen Theater, wo der Schauspieler einen fremden Text lernt, ihn drei Monate lang probt und dann wochenlang spielt ab acht Uhr abends. Und das soll Realismus sein. Ich denke, die Bühne sollte ein Ort sein, den das Publikum erkundet, wo es nicht belehrt wird wie in einem Klassenzimmer. Die Bühne als eine Etappe, ein Schritt zu einer neuen Erfahrung.“

„Sturmspiel“ beginnt da, wo Shakespeare aufhört: mit Prosperos Epilog, wo er das Publikum um seinen Beifall anfleht.

Da aber hat er seinen Zauberstab zerbrochen, auf seine magisch-kreativen Kräfte verzichtet?

Thomas: „Bei mir findet er ihn immer wieder, im Traum. Es ist ein Dirigentenstab, denn das Stück wird getragen von Musik, Wagner. Prospero dirigiert die bösen Träume aus seinem Leben. Das Ganze ist eine Mischung aus Musik, Bildern und Lichtdesign. Ich nenne das mein ‚Gesamtglücksfallwerk‘ – ein Spiel auch zwischen Nietzsche und Wagner.“

???

Thomas löst entzückt die sprachlose Verblüffung: „Nietzsche beginnt seine Schrift gegen Wagner mit ‚Jeder Fall ein Glücksfall‘. Beide sind sehr wichtig für meine Arbeit. Welch eine Vorstellung, die Antipoden inzestuös miteinander zu verkuppeln. Sie liegen im Bett und machen ein Kind miteinander – was



Gegen den einfachen Realismus auf der Theaterbühne: Regisseur Gerald Thomas. Foto: Christine Strub

würde da für ein Wesen herauskommen, ein Monstrum wahrscheinlich. Oder: Kant und Schopenhauer vögeln miteinander, oder Bertrand Russel und Hume, oder Heiner Müller und sein Gott Shakespeare...? Meine Arbeit ist inzestuös in diesem Sinn – die Begegnung zwischen den Gattungen des Theaters und dem Autor.“

Ich stelle Sie mir vor als Elfjährigen. Gewiß standen Sie allein auf dem Schulhof, reckten die Arme in den Himmel und riefen: Ich bin ein Genie!?

Thomas lacht unbändig: „Mit dreizehn ging ich von der Schule, mit sechzehn heiratete ich zum erstenmal. Ich war ein kleiner Teufel und ich nahm mich sehr wichtig. Mit neun war ich ein kleines Genie und wurde beim Älterwerden senil. Mit zwanzig war ich senil. Nach der Schule kam ich nach

London, dort habe ich acht Jahre in der Bibliothek des British Museum gelesen, gelernt, studiert.“

Präzise definiert Thomas seinen Standort als Theatermacher: „Es ist die stumpfsinnigste Sache der Welt, als Regisseur immer wieder die gleichen Stücke auf die Bühne zu bringen. Die Arbeit eines Bilderrahmers. Ich respektiere Leute wie Robert Wilson oder Tadeusz Kantor, sie haben zumindest eine Sprache geschaffen, ihre eigene Sprache. Nehmen wir das Verhältnis von Komponist und Dirigent: Ich glaube an den Komponisten. Wenn meine Sprache nach zehn Jahren sich als falsch erweisen sollte – dann mache ich was anderes, werde vielleicht Farmer. Ich weiß nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. That I don't know.“ *Ingrid Seidenfaden*